

[Kardrus verboten.]

46]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

17.

Sie gingen täglich zusammen spazieren. Weiß wußte es stets so einzurichten, daß er auf dem Heimweg mit ihnen zusammentraf. Es war ihnen allen dreien ein Bedürfnis geworden, diese eine Stunde des Tages für sich ganz allein zu besitzen. Fräulein Glückfeld genas zusehends.

„Denken Sie, Doktor, daß ich früher gar nicht gehen konnte. Ich habe nie Spaziergänge vertragen. Es scheint mir, ich bin viel gesünder geworden als vorher.“

Er wollte ihr eine Erklärung geben.

„Bitte, sagen Sie nichts. Ich habe das ganz von mir abgeschüttelt, daß Sie der Arzt sind. Mein Arzt, Bitte, Doktor, versuchen Sie's auch, daß Sie die Kranke in mir, Ihren Patienten, nicht mehr sehen. Das steht so zwischen mir und Ihnen. Sie haben's doch auch Weiß gegenüber fertiggebracht. Macht das, weil er ein Mann ist?“

Philipp war verlegen.

Sie lachte.

„Ich habe Sie erwischt, Doktor. Nicht wahr, wir Frauen sind auch Ihnen nur Dreiviertelsgeschöpfe?“

„Durchaus nicht.“

„Durchaus nicht! Es war viel zu rasch gesagt. Haben Sie sich einmal innerlich daraufhin geprüft? Gewiß nicht. Durchaus nicht, — das sagen die Männer so. Aber durchaus doch — das beweisen sie dabei auf Schritt und Tritt.“

Sie sprachen über die Frau. Philipp mußte zugestehen, daß er wirklich noch nicht über die Frage nachgedacht habe. Eine kleine Größe der „Bewegung“ aber, die er in einer Nachbarstadt persönlich kennen gelernt habe, die sei ihm wirklich so dilettantisch-abstoßend vorgekommen, daß er die drei heiligen A der Frau, Küche, Kirche und Kinder, entschieden vorgezogen habe.

„Lieber Freund,“ sagte Fräulein Glückfeld, „warum bleiben Sie an einem einzelnen Exemplar hängen? Das ist falsch. Warum sehen Sie nicht der Sache direkt ins Gesicht und behalten sie im Auge? Die Sache muß die Menschen erst hervorbringen. Zunächst bringen die Menschen erst die Sache hervor. Und da läuft denn viel Uebertreibung und Dilettantismus mit unter.“

Sie sprachen von den Frauen in Paris, in England, in Amerika.

„Der Mann meint zunächst nur, er habe etwas zu verlieren — er denkt nicht daran und kann es noch nicht abschätzen, was er auch gewinnen kann. Es geht ja nichts einseitig — die neue Frau wird auch den neuen Mann machen. Die Frau denkt zunächst nur daran, was sie gewinnen kann — sie denkt nicht, was sie auch verliert. Die Prinzipiellen im Leben hüben immer mehr ein als sie gewinnen. Denken Sie an Ihre Kollegen, die Kerztinnen. Viele sind gewiß nicht Frauen geliebt und haben nur noch einen Beruf. Das ist aber eine Einseitigkeit mit einer anderen vertrieben.“

„Ja,“ sagte er, „die Frau muß zuerst Frau sein, wie der Mann zuerst Mann ist.“

„Na, na, Doktor. Man müßte wissen, was es heißt, zuerst Frau sein. Aber daß der Mann zuerst Mann ist, das finde ich gar nicht. Höchstens in seinem Egoismus.“

„In welchem Egoismus?“

„In dem Egoismus seines Herrseins, das ja vielen Frauen so eine angenehme Selbstverständlichkeit ist.“

Nun wußte er nicht weiter. Sie war ihm über darin. Das freute ihn und ärgerte ihn. Seine Freunde unterdrückte er, seinem Aerger gab er Ausdruck.

„Sie geben doch zu, daß in all dem viel Phrase ist.“

Sie schneckte auf und maß ihn mit ihren klaren Augen.

„Danke, Doktor!“

Das war ein heißer Ueberguß. Er zog den Nacken ein und sah zur Seite. Er schämte sich.

„Ich meine —“ stotterte er — „in allem, was wir darüber reden können und was darüber vorgetragen und geschrieben wird.“

Sie lächelte.

„Doktor, wenn man eine Bosheit gesagt hat, muß man sie aufrecht erhalten.“

Er wußte nicht recht, wie nun zuzufassen, und riß sich in seiner Verlegenheit am Barte.

„Bleiben wir bei der Phrase. Phrase ist in allem — in allem, was Theorie ist. Auch in Ihrer Wissenschaft. Wir Künstler haben vielleicht da eher einen Ausgleich, wir setzen rascher ins Leben um. Das Flüssige, das ist das Leben, das ist der Mensch zum Menschen. Und ich hasse alles Starre.“

„Sie sind mir nicht böse?“ fragte er.

„Würden Sie das auch einen Mann gefragt haben, Doktor? Nicht wahr, bei einer Frau muß man sich gleich auf ihr Schmolzen einrichten. Nun, dann will ich Ihnen auch sagen, ich hasse solche Frauen.“

„Sie hassen sehr!“

„Ja, ehrlich ja! Das habe ich in meiner Jugend gelernt. Das ist das Verdienst meiner Pensionen. Nur in meiner Pariser Pension war Liebe. Aber in meiner Berliner. Die Preußen sind ein so rohes Volk, weil sie mit ihrer Kulturlosigkeit in eine Kulturzeit hineinragen. Das macht sie so unerträglich. Mir tut jeder Mensch leid, der bei ihnen seine Jugend hat zubringen müssen.“

„Und bei uns in Süddeutschland?“

„Da ist Kultur — aber sie wird Ihnen bald aufgezehrt sein. Sie hätten die Porta Westphalica zumauern und sich wenigstens den Rhein bewahren sollen.“

„Treiben Sie auch Politik?“

„Nein! Soweit sie aber das Leben berührt, ja! Ich will doch nicht wie ein Tauber und Blindler an meiner Zeit vorbeigehen. Sie tun das wahrscheinlich. Das ist eben deutsch. Darum sind Kunst und Wissenschaft und Leben auch so getrennte Gebiete in Deutschland. Aber zum Menschsein gehört nicht Trennung, sondern Zusammenschluß, weil auch das Leben Zusammenschluß ist, nicht Trennung.“

Philipp schwieg. Es wirbelte ihm ein wenig. Als echt deutscher Eigenbrödlar hatte er sich eine so feste Schlaraffenwelt zurechtgemacht — in der ward's nun lebendig wie in einem Ameisenhaufen. Ein Zappeln und Krabbeln, ein Hin und Her — wo sollte das hinaus. Der schöne Schlaraffenbau drohte zusammenzufallen: hatte sie recht oder hatte sie nicht recht?

Und dann sah ihm noch ein ganz persönlicher Stachel in der Seele. Was sie vorhin von Mann und Frau gesagt hatte. Da war ihm etwas ins Fleisch gegangen. Und etwas war noch unerledigt. Es quälte ihn. Er ließ das andere fallen und kam auf diesen Punkt zurück.

„Sie sagten, Sie hassen Frauen, bei denen sich der Mann auf das Schmolzen einrichten muß. Sagen Sie — und wie denken Sie von den Männern, die sich darauf einrichten?“

Ihre Unterscheidungsgaben und Instinkte waren viel zu feine, als daß sie nicht sofort gewittert hätte, wo hier der Grund zu diesem umständlichen Zurückgreifen zu suchen war. Sie ward unsicher und wußte einen Augenblick lang nicht, was sie antworten sollte.

„Sind Sie so einer, Doktor?“

Aber sie bereute schon die Frage und hätte sie gerne wieder zurückgenommen. Er hatte es jetzt auf einen heißen Punkt getrieben.

„Wir haben doch im Grunde theoretisiert, Doktor?“

„Theoretisieren wir nicht mehr?“

„Ja, doch — aber —“

„Sie meinten vorhin, man muß eine Bosheit aufrecht erhalten, wenn man sie gesagt hat. Nun wollen Sie eine Konsequenz fallen lassen oder ihr ausweichen.“

Da merkte sie, daß er ohne Sintergedanken war.

„Nun denn, weil Sie es absolut wissen wollen, einen solchen Mann verachte ich.“

Es gab ihm einen Stich.

„Bedingungslos?“

„Es gibt nichts Bedingungsloses in der Welt. So weit sind wir hoffentlich heutigen Tages. Aber das „alles bedingungslos“, Doktor, das wird in neuerer Zeit, habe ich be-

obachtet, häufig als Umschreibung der Charakterlosigkeit angewandt."

Da hatte er ein zweites Stück zu kauen gefriegt. Aber er nahm sich zusammen.

"Je näher wir uns am wirklichen Leben halten, um so ausgedehnter wird unser Verstehen werden, um so unbedingter unser Urteil. Das heißt unsere Beurteilungen. Denn wir urteilen ja nicht um zu urteilen, wenn Sie den Paradoxismus gestatten, sondern um zu beurteilen. Aber davon wollen wir uns frei halten. Das wollen wir voneinander gewinnen. Dann breitet sich das Leben so schön vor einem aus, dann ist die Bewegung der Menschen drin wie in einem Bilde, alles an seinem Platze und alles zu einer Bedeutung." Melanie blieb stehen und blickte über das Land. "Wie schön ist es hier! Wie weich ist die Luft, und wie weich sind die Farbentöne, die sie hervorbringt! Und doch schon Stoppeln. Wie langsam und mächtig geht das Steigen — und wie rasch vollzieht sich der Abstieg. Hätte ich nicht ein paar Wochen früher gesund werden können! Dann wären wir zusammen durchs reisende Korn gegangen. Ich kenne nichts Schöneres, als durchs reisende Korn hinzuschreiten. Es ist ein Duft darin, merkwürdig und wunderbar. Und die ganze Welt tönt darin. Aber man muß lauschen können."

Philipp erzählte, wie er oft in seiner Jugend im hohen Gras der Wiesen gelegen habe, nahe am Bach. Da sei man der Welt ganz fern. Und da habe er es auch wunderbar tönen gehört. Oft sei es ihm gewesen, er höre die Wolken oben tönen, wenn sie so sacht und schweigend über den blauen Himmel hingen.

"Man hat das doch nie im Leben wieder," schloß er. "Schämen Sie sich! So erstarrt wollen Sie sein. Aber ich bitte Sie, Doktor. Nicht wahr, das war doch nicht Ihr Ernst? Das hat man immer wieder, und das hat man sein ganzes Leben lang. Sind Sie traurig?"

"Nein, traurig nicht." "Es könnte ein Aber kommen, sagen Sie's nicht. Sagen Sie nur, daß Sie nicht traurig sind. Und daß Sie genießen können, was schön ist in der Welt. Ach, es wäre mir so leid um Sie, wenn das nicht wäre! Nicht wahr, Sie können froh sein und genießen, Doktor?"

"Ja — o ja!" "Sie streckte ihm die Hand hin. "Auf Freundeswort — ja!" "Ja!" sagte er und drückte ihr schlankes Händchen, das zwischen seinen Fingern verschwand.

"Wenn Sie wiederkommen, spiele ich Ihnen einmal richtig und tüchtig Geige vor. Wollen Sie — und darf ich?" "Ich will schon — aber ob es Sie nicht doch zu sehr anstrengt?"

"Ich erhole mich dabei." "Nun, dann. Aber nicht zuviel auf einmal. Möchten Sie nicht einmal zu mir kommen?"

Er wollte noch etwas wie eine Einladung von seiner Frau sagen, aber er verbiß es.

"Nein," erwiderte sie. "Ich danke Ihnen. Aber es ist schon mehr, als Sie für andere tun, daß Sie mich zum Spaziergang abholen. Hier, die freie Natur, das ist neutraler Boden, da geht der Arzt mit einer Patientin — und es gehört gewissermaßen zur Behandlung. Verstehen Sie mich?"

Er nickte nur. "Ich bin so ermüdet, Doktor. Würden Sie mir nur für ein kleines Stückchen Ihren Arm reichen?"

Er bot ihr den Arm. Und da sie nun Arm in Arm so dahinschritten, ward ihm wohl, aber zugleich auch unruhig. Er mußte mit Gewalt seine Erregung, seine Geniertheit verbergen. Sie merkte es wohl und legte es als Ungeschicklichkeit aus. Denn sie konnte ja nicht ahnen, daß er hier Bedacht auf die kleinen Leute nehmen mußte, die auf dem Felde arbeiteten oder ihnen begegneten.

"Darf ich mich ein wenig schwer hängen lassen? Wir sind wohl weiter gegangen als gewöhnlich, weil ich so ermüdet bin?"

"Nein, wir hatten nur den kleinen Anstieg, das macht's," erwiderte er.

Sie kamen an den Waldbrand und hatten nun den Blick ins Tal, darin das Dörflein sich hinstreckte, dessen Rauch sie schon vorher hatten aufsteigen sehen. Weit hinaus reichten sich nun Berggruppen an Berggruppen — ein paar Gänge überjah

man in größeren Flächen. Immer die Krone des Balbes, und öfter seinen reichen Kranz, der sich breit und tief um die Berge legte. Da und dort ein rotes Dach, ferne ein Turm aus dem Waldesgrün ragend. Und unten das kleine Dorf, verschwiegen, versteckt und einsam. Verloren vor der Welt.

"Sehnt es Sie da hinunter?" fragte Melanie.

"Ganz verloren, verträumt und stille sein, warum nicht?"

Sie ließen sich auf einer Bank am Wege nieder.

"Nur ein Augenblickchen," bat sie.

Dann saß sie zusammengekauert, die Hände im Schoße, lang und lose die Arme hingelegt, und sah hinab. Immer tiefer senkte sich ihr Kopf auf die Brust, und ihr Blick ging nach innen. So brütete sie lange hin. Dann fuhr sie auf einmal auf.

"Nein, doch nicht, Doktor."

Sie sah hinauf zu den Höhen.

"Meine Wünsche gehen über die Berge, mein Ziel geht in die weite Welt. Gehen Sie da unten hin, Doktor, wenn Sie es müssen. Ich kann das nicht."

Er stand auf und schwieg. Es war fern und feierlich zwischen ihnen. Es gab nicht halbe Wege zwischen ihnen, auf denen sie sich begegnen konnten. Das war Höhe und Tiefe — Gegensatz.

Und er schwieg und blickte verloren über die Berge. Weiter und weiter dehnte sich alles vor seinen Blicken. War seine Sehnsucht ihren Gedanken fremd?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der tote Punkt.

Manöver-Humoreske.

Die Schlacht war auf einem jener toten Punkte angelangt, wie man sie häufig auch bei anderen festlichen Veranstaltungen beobachtet. Bei Tanzvergügungen beispielsweise. Die Musik spielt, einige Paare drehen sich, aber es ist kein Leben, keine Berbe darin. Etwas Mechanisches und Gelangweiltes liegt über dem Ganzen. Bis plötzlich wieder alles in Zug und Stimmung kommt. Wodurch weiß kein Mensch. Der tote Punkt ist eben überwunden.

Von den Höhen, die drüben aus dem Manövergelände aufragten, löste sich in bestimmten Zwischenräumen ein weißes Wölkchen ab. Wenn man dann bis fünf zählte, machte es bumm! Die feindliche Artillerie. Es kam ihr augenscheinlich weniger darauf an, Tod und Verderben zu speien, als den Betrieb aufrecht zu erhalten.

Im Chausseegraben ziemlich weit auseinandergezogen — lag ein Füsilierbataillon. Es hatte die verantwortliche Aufgabe, die Landstraße zu überwachen, erforderlichenfalls das nahegelegene Dorf zu besetzen und das listig verborgene Gros über die Bewegungen des Feindes auf dem Laufenden zu erhalten.

Aber der Feind bewegte sich nicht. Die paar weißen Wölkchen, hinter denen es bumm machte, wenn man bis fünf gezählt hatte, waren längst gemeldet. Sonst war nichts zu sehen. Schon seit zwei Stunden nicht. Ein an der Armbrunde kenntlicher Schiedsrichter schudelte durch das Gelände und richtete seinen Krimptreter hierhin und dorthin. Wahrscheinlich war er ausgezogen, den toten Punkt zu suchen. Da dieser aber selbst mit dem besten Fernglas nicht zu sehen, sondern nur zu fühlen ist, ritt der Herr wieder ab — in der Richtung, wo die höchstkommandierende Erzcellenz mit ihrem Stabe eingeschlafen sein mußte.

Die Situation hatte etwas Erschließendes. Das an den Chausseegraben grenzende Ackerfeld war von den Füsilieren längst auf Armlänge nach glückbringenden Vierblättern abgesehen. Und da es immer noch nichts zu kämpfen gab, kämpften die Mannschaften gegen den Schlaf. Manche vergeblich, andere mit Erfolg. Die Munteren schäkerten mit den Dorfschönen, die des Weges daherkamen, oder unterhielten sich mit den paar dauerhaften Schlachtenbummlern. Wie es Leute gibt, die stundenlang angeln können, ohne was zu fangen, gibt es auch Leute, die dem stundenlang zusehen können. Und das sind die Erstaunlicheren.

Nur die Radfahrer machten sich einige Bewegung. Wenn kameradschaftliche Wünsche sich äußerten, fuhren sie ins Dorf, um Flaschenbier, Eier und Leberwurst zu holen; denn Warten macht hungrig — und neben der Liebe ist Essen die beste Berstreuung für den Soldaten.

Die Offiziere hatten nichts dagegen. Einige der jüngeren Herren ließen sich selbst etwas mitbringen. Natürlich nicht gerade unter den Augen des Herrn Majors. Aber der hatte seit langem nur Augen für seine Fingernägel, an denen er eifrig schnitt und feilte. Nur wenn es längere Zeit nicht bumm machte, hob er verträumt den Kopf. Der älteste Hauptling saß in einiger Entfernung auf einem Steinhaufen — und zwischen jeder Zigarette, die er rauchte, erklärte er das ganze Leben für belämmert.

Das Tragen der Kinder.

Eine völkerkundliche Betrachtung von Elise Kind.

Das Kind ist im ersten bis zweiten Lebensjahr durch seine Ernährung auf die Mutter angewiesen, und beide begegnen uns daher bei den Völkern als zwei fast unzertrennliche Wesen. Die Frage, auf welche Weise das Mitnehmen des Kindes der Mutter die wenigsten Schwierigkeiten macht und sie vor allem auch nicht in ihren Arbeitsverrichtungen hindert, wird in vielerlei Form gelöst. Das bei uns übliche Tragen der Kinder auf dem Arm ist durchaus nicht am meisten gebräuchlich. Es verbietet sich sofort bei der arbeitenden Mutter, die sich die möglichst ungehemmte Bewegungsfreiheit der Arme wahren muß. Daher gibt man bei den meisten Völkern den Säuglingen ihren Platz auf dem Rücken der Mutter. Das ist die zweckmäßigste Art, denn die Rückenmuskulatur, besonders das Kreuz des Menschen, erträgt am leichtesten jede Belastung, weshalb der Soldat den Tornister, der Wanderhirsch sein Felleisen, der Tourist seinen Rucksack auf dem Rücken trägt.

Die notwendige Vereinigung von Arbeit und Kinderpflege läßt auch bei einigen europäischen Völkern die Mutter sozusagen zu einem Reittier für ihr Kind werden. Die serbische Bäuerin schleppt ihr Kind in einer Tasche auf dem Rücken mit sich, und in den Strahlen Wiens sieht man häufig Frauen der Landbevölkerung, deren Säugling in einem vorn auf der Brust geknoteten Tuche auf dem Rücken der Mutter hängt. Wenn die Schwedinnen Norrlands in der kurzen Sommerszeit den weiten, beschwerlichen Gebirgsweg von ihrem einsamen Gehöft zur nächsten Stadt wandern, nehmen sie ihr jüngstes in einem Pelz, der das Körperchen bis zum Halse umschließt und vorn durch Schnüre zusammengehalten wird, mittels eines Riemens oder eines Bandes auf den Rücken. Der Riemen ist am Kopf- und Fußende der Pelzhülle befestigt und wird so über die Schulter der Mutter gehängt, daß sich das Kind in sitzender Stellung befindet. Ähnlich binden die Zigeunerinnen Dalmatiens auf langen Wanderungen ihr kleinstes Kind in einem Tuch auf den Rücken, das, über beide Schultern geschlagen und vorne am Halse zugeknöpft, eine sackartige Vertiefung bildet. Bei einer anderen europäischen Bevölkerung, den Mainoten in Griechenland, trägt die Frau ihr Kind in einem Hammelfell auf dem Rücken und hängt es so an einen Baumast, während sie auf dem Felde arbeitet. In dem rauhen Klima des hohen Nordens bieten die Mütter den Kindern als Schutz gegen Frost und schlimme Witterung, die den der Wärme noch sehr bedürftigen Säuglingen so verderblich ist, teils ihre eigene Körpertemperatur, teils die Pelzhülle, die sie gleichsam als Wohnung des Kindes auf dem Rücken tragen. Die Eskimos stecken ihre Kleinen ganz nackt oder roh in Felle gehüllt in den warmen, kapuzenähnlichen Sack, der wie ein Beutel auf dem Rücken der Mutter hängt. Aber noch einen anderen, nur bei den Eskimos üblichen Platz, der eng mit dem Körper der Mutter zusammenhängt, weist man den Kleinen an: die hohen, großen und weiten Pelz-Winterstiefel, die, um den für den Kinderkörper erforderlichen Platz zu schaffen, mit Fischbeinreihen versehen sind. Forschungsreisende berichteten, daß die Kinderköpfe, die am Oberschenkel der Mütter aus dem Stiefelschaft herauslugen, an diesem Ort noch positiver aussehen, als wenn sie aus der Pelzkapuze hervor schauen. Die Lappen, die zum Teil in Norwegen, zum Teil auf russischem Gebiet wohnen, betten ihre Kinder in ein hölzernes, mit Leder überzogenes und sehr warm ausgefülltes Behältnis, das etwa die Form eines großen Holzschuhs hat, wie ihn die Holländer tragen. Ist das Kind diesem Holzschuh entwachsen, so tragen es die Lappen noch jahrelang in einer Hängewiege, die eigentlich nur ein Sitz ist, bei ihrem nomadischen Leben mit sich herum.

Die Wüstenfrauen legen ihre Kinder bei langen Marschen gewöhnlich rittlings auf eine Hüfte. Die Wüstenfrauen in Arabien zwischen Aden und Makalla verbinden auf eine geschickte Weise Kinderzucht und Viehzucht, wie A. v. Brede berichtet. Sie tragen einen Korb, der die Gestalt einer Viertelugel hat und mit Leder überzogen ist. Beim Tragen ist seine Öffnung nach dem Körper der Frau zu gekehrt. Da hinein tun sie ihr vollkommen nacktes Kind, und als ebenbürtige Gesellschaft die jüngsten Lämmer und Zideln, die noch zum Laufen zu schwach sind, so daß das Ganze eine Art transportablen Stall darstellt.

Die asiatischen Nomadenvölker, deren Streifzüge sich durch ein weites Gebiet erstrecken, sind besonders erfindereich in praktischen Transportmitteln für ihre Nachkommenschaft. Die berittenen Völker nehmen die Wiege, in der das Kind befestigt ist, in einem Tragriemen auf die Schulter. Die Karagassen hängen das Kind in der Wiege an den Sattel des Pferdes, auf dem sie reiten. Die in der großen sibirischen Steppe und in der Steppe zwischen Wolga und Ural nomadisch lebenden Kalmücken fertigen als bequemes Reisebehältnis für ihre Kinder Körbe aus Lindenbast, die auf dem Rücken der Frauen befestigt werden und unten zum Zweck der leichteren Sauberhaltung eine weite Öffnung haben. Diese Körbe gleichen geschlossenen Röhren und haben nur an der Seite ein paar Löcher als Fensterchen. Beim Aufenthalt in der Sibirie, dem zeltartigen Wohnstätten der Kalmücken, bindet man den Säugling an ein Brett und legt ihn an die Erde, wo er nur durch ein seltenes Schreien an sein Vorhandensein erinnert. Gängt das Kind bei fortschreitendem Wachstum zu kriechen an, so bindet man es an einen Strid, der ihm das freie Herumkriechen gestattet, aber seiner Kürze

Über dem Wohl lag die strahlende Sonne; in ihrem Glanz tanzten die Mücken und summten Fliegen. Die an den Chausseebäumen festgehaltene Schlachtröhre stampften und schlugen mit den Schweißhänden.

Plötzlich jagten Ordonnanzoffiziere und Adjutanten über das Feld und enteilt in verschiedenen Richtungen. Einer setzte über den Chaussee graben und schrie:

„Zur Bahnstation — rechts oder links?“

„Links!“

Und schon war er weg.

In noch toller Fahrt kaufte gleich darauf ein Privatauto mit einem Generalführer die Chaussee entlang in derselben Richtung —

„Da ist was los,“ kalkulierte der Major; da er sich aber vor Schreck in den Finger geschnitten hatte, beschäftigte er sich zunächst mit Daumenlutschen.

Inzwischen hatte ein Radfahrer außer einem halben Pfund Würst beiläufig die Mitteilung gebracht, daß ein Generalführer im Schloßhofe in höchster Eile nach einem Auto gefragt habe. Wie das so geht mit solchen Nachrichten, die von Mund zu Mund laufen und einer durch Langeweile aufgestachelten Phantasie preisgegeben sind:

Der nächstliegende Zug schon erzählte sich, daß ein Auto mit Chauffeuren in brauner Livree von Osterfeld her in den Schloßhof eingefahren und vom Stabschef empfangen worden sei. Eine Strecke weiter führte das Auto bereits eine gelbe Standardie — und ein Berliner schwur Stein und Wein, vor einiger Zeit und aus geräumter Entfernung die bekannte Dreiklanghuppe gehört zu haben —

Als das lawinenartig angeschwollene Gerücht bei dem Feldwebel der königlichen Zweiten anlangte, meinte er zwar, die Leute, die so was behaupteten, seien verrückt, aber als er sich dann an seinen Kompagniechef wandte, verwies er doch auf die Möglichkeit, daß Erzellenz mit dem Stabe nach dem Schloß befohlen seien; daraus erklärte sich möglicherweise der tote Punkt und —

Der Hauptmann hörte nicht mehr. Trotz seiner Korpulenz häppte er wie ein Donnerwetter auf seinen Gaul und schoß davon. Er hatte noch nicht drei Worte gesagt, als der Major schon zu Pferd saß. Dem ältesten Häuptling blieb die bekannte Parallele zwischen dem menschlichen Leben und einem Kinderhemd im Hals stecken. Häufig erkomm er sein Kopf.

Ein unheimliches Leben entwickelte sich — und nicht nur längs des Chaussee grabens. Von den Höhen drüben stiegen die weißen Wäldchen in rascher Folge auf — bumm, bumm, bumm, bumm! Und aus dem Osterfelder Wäldchen kam feindliches Kleingewehrfeuer. Der Major schrieb in fliegender Hast einen Meldezettel nach dem anderen — kaum daß er sich zwischendurch Zeit ließ, den Daumen zu lutschen. Die Radfahrer reichten nicht mehr zu; als einer mit Vierpullen behangen daherkam, erhielt er im Handumdrehen drei Rüge Arrest. Ein kleiner Leutnant, der geschwind noch ein Soolei verdrücken wollte, wurde fürchterlich angehaucht.

„Die Herren Hauptleute!“ brüllte der Major. Und als diese um ihn versammelt waren, gab er, stotternd vor Aufregung, seine Befehle: „Die erste und zweite Kompagnie befehlen im Lauffschritt das Dorf, die dritte hält sich zu meiner Verfügung; die Mannschaften bleiben zunächst im Graben, sollen sich aber nach Möglichkeit ein bißchen säubern — und sobald das Auto in Sicht kommt, wird Hurra gerufen. Aber ganz spontan! Die Sache darf nichts Vorbereitetes haben.“

Das Gesecht entwickelte sich immer lebhafter. Die Artillerie schien Verstärkung erhalten zu haben; denn das Gebummis war gar nicht mehr zu zählen. Aus dem Wäldchen schob sich feindliche Infanterie in Schützenlinie vor — und von der anderen Seite war das Gros im Anzug.

Wieder peitschte ein Ordonnanzoffizier heran, kehrte aber sofort um, als der andere von der Bahnstation her im gestreckten Galopp zurückjagte und kirschrot im Gesicht ihm entgegenschrie:

„Schon da!“

Diesmal aber lehnte der abgepechte Gaul den Chaussee graben ab, und der Reitersmann flog allein hinüber — gerade in dem Moment, als ein Auto dahertubete —

Die Offiziere solutierten, und die Mannschaften brüllten Hurra wie die Verfechter. Es war aber nur das Auto von vorhin, mit dem Generalführer, der ob der ihm bereiteten Ovationen kein sehr gescheites Gesicht machte.

Auch der Major schaute verduht. Dann wandte er sich an den Abgeworfenen, der mit schmerzlich verzogenem Gesicht seine Knochen zählte.

„Sagen Sie mal — was geht denn eigentlich vor?“

„Erzellenz haben die Zigarrentasche vergessen.“

„Die Zi — zigarren —?“

„Jawohl. In dem Mantel, den Erzellenz auf der Station zurückgelassen haben. Leider ist mir das Auto zuborgekommen.“

Kopfschüttelnd sog der Major an seinem Daumen. Der älteste Häuptling aber erklärte das menschliche Leben für ein Jammerthal und seine Leute für Tapire — weil sie zur Unzeit gebrüllt hätten.

Nach einer kleinen halben Stunde wurde „Das Ganze halt!“ gelassen. Schade — der tote Punkt war so hübsch überwunden.

wegen verhindert, daß es das in der Mitte der Ritze brennende Feuer erreichen kann. Bei einem anderen russischen Wandervolk, den Kurlinen, werden die Kinder in Säcke gesteckt, die die Mutter vor sich aufs Pferd bindet. Solche Säcke gibt man der jungen Frau bei der Aussteuer als einen Teil ihrer Mitgift mit. Besitzt aber eine Kurlinenfrau solche Kinderläde nicht, so bindet sie ein Paar ihrer weiten ledernen Hosen unten zusammen und tut in diese leicht hergestellten Säcke ihre Nachkommenschaft. Von den Tschutschkenfrauen in der Behringstraße erzählt Dr. Beschel-Loeschke, daß sie, wenn sie sich im Kahn auf dem Meere befinden, ihre kleinen Kinder stets in der herabgelassenen Kapuze tragen. So lugen die kleinen Köpfe über die eine oder die andere Schulter der Mutter hinweg. Und die Kinder sind im warmen Pelzwerk gegen Kälte, Spritzwasser und Rässe geschützt.

Den verarmten und verdrängten Ureinwohnern Japans, den Ainos, schaut fast immer ein Mädchen oder Mädchen über die Schulter, das auf ihrem Rücken hockt. Dasselbe gilt von den Japanerinnen, die oft nicht nur eins, sondern zwei und drei ihrer mit rührender Liebe gehegten Kleinen im eigenen Gewande auf dem Rücken tragen. Sehr häufig sieht man in Japan auch die Mütter mit ihren Kleinen, die sie spitternackt auf dem Arme halten, dabei mit ihnen scherzen und sie sorgsam behüten. In China seht man das Kind auf dem Rücken in ein vierediges Stüd Zeug, das an seinen Ecken mit Bändern versehen ist. Mittels dieser Bänder, die über Hüften und Schultern geführt werden, befestigt sich die Chinesin das Kind auf dem Rücken. Wenn die Fischhandel treibenden Chinesinnen ihre Flußboote, die Sampans, stehen rudern, so gerät das auf den Rücken gebundene Kind durch die mächtigen Armabewegungen der Mutter ins Schaukeln, so daß sich die Kinder mit ihren Armen ängstlich an die Mutter anklammern.

Das Hocken der Kinder auf dem Rücken in einem umgeschlagenen Tuch, in einem Mantel, im weiten Gewande der Mutter oder sonst einem dazu hergerichteten Behältnis ist auf dem afrikanischen Kontinent mit wenigen Ausnahmen vorherrschend. Ein wie hohes Alter dieser Brauch beansprucht, erhellt daraus, daß altägyptische Wandgemälde Frauen aus dem Volke darstellen, die ihre Kinder ritlings in einem umgeschlagenen Tuche tragen. Derselben Gemälde zeigen andere Frauen, auf deren Schultern ihr Kind reitend sitzt. Diese letzte Art hat sich bis heute bei den Fellahweibern Ägyptens erhalten und findet sich noch an anderen Orten, z. B. in den Bogoländern in Afrika, in einigen Landstrichen von Australien und bei den südamerikanischen Indianern vom Stamme der Sibares. Hierbei handelt es sich natürlich schon um Kinder, die neun bis zwölf Monate und darüber alt sind, denn sie müssen aufrecht sitzen und sich an dem Kopfe ihrer Trägerin ziemlich geschickt festhalten können.

Das Hocken der Kleinen Kinder auf dem Rücken der Mutter findet man ganz allgemein bei den Kongonegern in Westafrika, bei den Kaffern, den Hottentotten, den Basutos, den Massai, auch bei den Hereros und den Balaramo. Eine Verschiedenheit besteht nur in der Hülle, in der man das Kind auf dem Rücken der Mutter befestigt. Die Kaffernfrauen haben zu dem Zwecke einen ebenso praktischen wie hübschen Behälter. Er besteht aus Antilopenhaut, deren Haarseite nach innen gefehrt ist. Der Behälter mißt gut eine Elle in der Länge, und sein Umfang bietet bequem Raum zur Aufnahme des Kindes. Zur Befestigung auf dem Rücken der Mutter sind vier lange Lederstreifen angebracht, und das Ganze macht durch sorgsame Arbeit und hübsche Glasperlenverzierung auf der Vorderseite einen sehr netten Eindruck. Vom Tage seiner Geburt an wird dem Kinde dieser Platz angewiesen, den es weder bei der Arbeit noch bei Spiel und Tanz seiner Mutter verläßt. Nur des Nachts legt die Mutter ihre kleine Würde ab. Sie bereitet dann dem Kinde ein Lager in der halbwarmen Asche des Hüttenfeuers, um es gegen die Kälte Nachttemperatur zu schützen. Aus ähnlichem Grunde legen die Australierinnen ihre Kleinen nachts in warm und weich ausgepolsterte Erdböden.

Es ist auffallend, wie sich die Kleinen an die mannigfache, für ihre eigene Körperhaltung oft wenig bequeme Tragweise gewöhnen, so daß sie auch in der einmal gewohnten Lage in sanften Schlummer verfallen, ohne durch Mitleiden und Schütteln gestört zu werden. Sojahn schreibt in seinem Buche über Westafrika: „Eben sah ich ein Negertweib, ihr Kind in ein großes Stüd Zeug gebunden ritlings auf der Hüfte tragend, emsig bei der Arbeit. Sie lockert mit der kleinen Hand den Boden, jätet das wuchernde Unkraut, pflückt die langen Bohnschoten und bricht die Stengel der reifenden Maiskolben ein. Ohne aufzusehen, arbeitet sie unermüdet, nur bisweilen sich den Schweiß von dem braunen Antlitz wischend, während das Kind auf dem Rücken, obgleich sein schon dichtbehaartes Köpfchen bei jeder Bewegung der Mutter hin- und herwackelt, sich nicht im süßen Schlummer stören läßt.“

Diese Schilderung trifft auch für die Eingeborenenfrauen an der Loango, an der Gold- und an der Pfefferküste zu, die ihre kleinen Kinder in rodartig um die Hüften geschlungenen Tüchern auf dem Rücken, manchmal auch auf einer Hüfte tragen. Erwähnt sei noch das originale Gerät der Küstler der Eingeborenen um Adäel im äquatorialen Afrika, westlich vom weißen Nil. Es ist eine fahnenförmig geschnittene Haut, deren Zipfel vor der Kehle zusammengebunden werden. Ferner nehmen die Frauen eine Art Pilgertragen von Leder über die Achsel, der die Kleinen im Lederlahne vor Regen oder den sengenden Sonnenstrahlen schützen soll.

Die Indianerinnen Amerikas tragen ihre Kleinen so, daß das Kind mit dem Rücken auf ihrem Rücken liegt. Sie befestigen es mitunter in einembeutel oder Sack, meistens aber wird das Kind mit einer weich ausgelegten Umhüllung fest umschürt. Diese Hülsen sind über dem Kopf mit einer Art Wetterdach versehen. Manche Indianerstämme binden die Kinder auf ein Brett. Dieses Brett ist auch des Nachts in den Zelten die unveränderte Lagerstätte des Kindes und dient bei den Flachkopfindianern noch zur Zusammenquetschung des Schädels, der ihrer Sitte gemäß in abweichende Formen gebracht wird, so lange die kindlichen Knochen weich und nachgiebig sind.

Zum Schluß sei noch die Sitte der Botolubinnen erwähnt, die ihre Kinder mittels einer Stirnbinde auf einem geflochtenen Sattel tragen, an dessen Seiten die Binde befestigt ist. Ähnlich wie die Botolubin die Nacken- und Rückenmuskulatur bei ihrer Tragweise verwendet, gebrauchen die Bewohnerinnen des Sabingergebirges vorwiegend diese Muskelpartien, wenn sie ihre Kleinen in muldenartig geflochtenen Körben auf den Kopf nehmen und so, ihre eigenartige Kopfsbedeckung sicher balancierend, hochaufgerichtet ihres Weges schreiten.

Kleines Feuilleton.

Medizinisches.

Krankheiten der Zunge sind nicht so häufig wie die Krankheiten der anderen Organe. Freilich wird die Zunge bei allen möglichen Erkrankungen in Mitleidenschaft gezogen, weshalb sich der Arzt auch heute noch von jedem Patienten gewöhnlich die Zunge zeigen läßt; ihre Veränderungen erstrecken sich aber meist nur auf einen mehr oder weniger starken Belag, der zwar die Geschmacksempfindungen wesentlich abschwächen kann, sonst aber an sich keine weiteren Unannehmlichkeiten mit sich bringt. Dennoch läßt sich eine ziemlich große Zahl eigentlicher Krankheiten der Zunge nennen, die nur eben nicht gerade häufig sind. Dr. Legendre hat in der „Médicine moderne“ eine vollständige Zusammenstellung der Zungenkrankheiten gegeben. An erster Stelle nennt er die Flecken auf der Zungenschleimhaut, die eine weißliche Farbe besitzen und als Soor oder als rahmartige Zungenentzündung bezeichnet werden. An dem Zustandekommen ist ein Schimmel der Gattung *Didium* wesentlich beteiligt. Der Soor tritt besonders bei Kindern, ferner bei Greisen und außerdem auch als Begleitercheinung fieberhafter Krankheiten auf und erscheint überhaupt im Leidensregister der Zunge noch am häufigsten. Die Bekämpfung ist leicht. — Viel seltener und merkwürdiger ist die Krankheit, die auch in der Wissenschaft den Namen „schwarze Zunge“ trägt. Auch sie ist auf einen Pilz zurückzuführen, der seinerseits zu der Gattung *Saccharomyces* gehört. Die Zungenwurzeln werden dabei hart und vereinen sich mit den Pilzfäden zu einem sizigen Ueberzug von dunkler Farbe. So lästig und entstellend diese Erkrankung ist, so kann auch sie leicht gehoben werden. — Eine andere Form der Zungenentzündung hat die bezeichnende Benennung der „Landartenzunge“ erhalten, weil sich dabei Flecken mit eigentümlichen landkartenähnlichen Umrisen auf der Zungensfläche bemerkbar machen. Die eigentliche Entstehung dieses Uebels ist noch nicht sicher ermittelt. Wahrscheinlich hängt sie mit Verdauungsstörungen zusammen und ist als keine eigene Krankheit zu betrachten. — Ein weiteres Zungenleiden, für das der Mensch in höherem Grade verantwortlich ist als für andere, wird durch den Tabakgenuß verschuldet. Wer viel raucht und außerdem gewohnheitsmäßig die Zunge mit der Zigarette oder Zigarette oder mit dem Mundstück einer Pfeife in Berührung bringt, muß mit der Gefahr rechnen, daß seine Zunge diese Rücksichtslosigkeit in unangenehmer Weise beantwortet. Es bilden sich an der betreffenden Stelle, meistens an der Zungen *s p i k e*, bläuliche wunde Flecken. Wer etwa die unsinnige Gewohnheit hat, eine Tabakspitze weiter in den Mund zu stecken, so daß ihr Ende unter die Zunge oder an die Waden gelangt, darf sich nicht wundern, wenn auch an diesen Stellen ähnliche Erscheinungen auftreten; sie wären an sich nicht bedenklich, wenn sie nicht das Eingangstor für krebige Erkrankungen bilden könnten. Eine schlimme Form, die aber nicht immer mit dem Rauchen in Verbindung steht, ist die sogenannte Leukoplakie, die eine sehr sorgfältige Behandlung verlangt und auch im besten Falle dem davon Betroffenen schwere und auch meist langwierige Unannehmlichkeiten durch Schmerzen und durch Erschwerung der Nahrungsaufnahme bereitet. Zu diesen Erkrankungen kommt noch die große Zahl anderer, die durch die Nerven vermittelt werden und in der Bildung von Geschwüren zum Ausdruck kommen, ferner die mit Tuberkulose, Syphilis oder Krebs in Beziehung stehenden und endlich die gewöhnlichen Folgen zufälliger Mißhandlungen der Zunge durch heiße Getränke, durch giftige Flüssigkeiten, durch zu scharfe Gewürze usw.